

Quintilian : eine Rheinauer Klostergeschichte

Autor(en): **Günther, Reinhold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **4 (1887)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mal in die Chronik schrieb, bis zu dem Augenblicke, da er müde die Feder zur Seite legte, also ein weitgedehntes Leben lang, eifrig, unentwegt und unerschrocken in Wort und Werk für alles wirkte, was ihm recht und billig schien. So darf denn ja wohl auch angenommen werden, daß er die kurze Spanne Zeit, da er als Schultheiß noch zu walten hatte, gut gewaltet hat, soweit die Bürde seiner vielen Jahre es gestattete.

Der Junker Hans Jakob vom Staal hat im 17. Jahrhundert gelebt. Es war eine böse dunkle Zeit und lange Nacht. Aber ohne Sterne war sie nicht.

Quintilian.

Eine Rheinamer Klostergeschichte.

Von Reinhold Günther in Zürich.

Im Jahre des Herrn 1414 sind wir! Mild war der Frühling in's Land gekommen, goldig schien seine Sonne auf die Dächer und Thürme des Klosters Rheinau, hell erleuchtend die engen Zellen, in denen fleißig Brüder dem mühseligen Abschreiben der Klassiker des heidnischen Roms oblagen.

Im Zimmer des Abtes geht es lebhaft zu! Kunz, der Klosterschaffner, ist von Schaffhausen angelangt und Leodegar, der Vorsteher des Benediktinerkonventes, hat seine Nachrichten und Briefe entgegen genommen. Das Konzil in der mächtigen Reichsstadt am Rhein und Bodensee, es gibt viel zu erzählen und zu besprechen, was Wunder wenn wir die Versammelten, denn der Bruder Kellermeister und zwei gelehrte Väter sind anwesend, mit glänzendem Angesichte und lebhaften Bewegungen ihre Meinungen vertreten sehen.

Lächelnd hört Leodegar den Eifrigen zu, zwischen den vornehmweißen, schlanken Fingern bewegt er ein nicht allzugroßes Pergamentblättchen, dessen Uberschrift in klassischem Latein dem würdigen Vater Heil und ewigen Segen wünscht!

„Freunde, das Wichtigste für uns, die Bewunderer des Alten, fehlt

noch Euch mitzutheilen, von wem meint Ihr wohl, komme dieses Schreiben?" Schnell zieht der Frager das hochgehaltene Blatt an sich; denn der neugierige Vater Josephus, der Bibliothekar wollte mit langgerecktem Halse etwelche Auskunft aus den zierlichen Buchstaben erhaschen!

Allgemeines, fragendes Schweigen und Erstaunen!

Langsam Wort für Wort betonend, begann nun unter wiederholten lauten Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung der Abt das erhaltene Briefchen zu lesen:

„Dem ehrwürdigsten Vater, Leodegar dem demüthigsten Diener des Herrn, sendet Heil und ewigen Segen Poggio, der Florentiner, der niedrigste Knecht der heiligen Kirche!

„Mein würdiger Vater! — Unseren Gruß zuvor und die Bitte um Ertheilung Deines Segens. — Mit dem Heiligen Vater, dem Priester der Christenheit Johannes, dem XXIII. dieses Namens aus unserem Vaterlande, nach Uebersteigung des Schneegebirges in dieses rauhe Land gekommen, verkünden uns alle Freunde der Wissenschaften Deinen Namen, den wir Unwissende schon längst hätten kennen sollen. Doch besser spät als nie! — So vernimm denn die Bitte Deines Knechtes und sicherlich auch Schülers. — Laß ihn an dem Borne der Wissenschaften sich stärken, öffne ihm die Bücherei Deines Klosters, damit er zurückgekehrt in die sonnigen Gefilde Italiens, der Tochter des unsterblichen Roms, sich zu brüsten vermöge mit den geistigen Kostbarkeiten, gesammelt im Lande Germania. — Gewähre, o Vater die Bitte dem Wissensdurstigen, der zagend Deiner Antwort harret!

„Gegeben zu Konstanz am 15. Tage des Mai, im 1414. Jahre der Fleischwerdung des Herrn.“ —

Darunter war zierlich ein Affe gezeichnet, der auf einer Kugel sitzend, eifrig in einer Pergamentrolle las. —

„Ein gottbegnadeter Mann,“ brachte enthusiastisch, doch mühsam, der Vater Josephus heraus, „das ist ein Latein, diese Wendungen, so schrieb man in Rom im augusteischen Zeitalter.“

„Dagegen sind wir Stümper,“ meinte Lambert der Kellermeister und strich sich über den Bauch.

„Es ist der Sekretär des Papstes und deßhalb vermag ich die Bitte ihm nicht zu versagen, wenn gleich ich gerne es thäte,“ sprach zögernd und nachdenklich der Abt.

„Wie, höre ich recht, Ihr wolltet den Sekretär des Papstes, die

Leuchte der Wissenschaft von unserer Pforte abweisen?" Schmollend sprach es Urs, der Solothurner, der schon manchen Codex mit zierlichen Initialen und Figuren versehen hatte.

„Es liegen schwerwiegende Gründe vor,“ erwiderte dagegen der Abt, sich erhebend, und seine Rede fortsetzend, schritt er mit auf dem Rücken gefalteten Händen weitausholenden Schrittes im Zimmer auf und ab. „Ihr wißt, vor zwölf Jahren besuchte ich meinen Jugendgespielen den Kanonikus und Lehrer des Kirchenrechtes Stephan ab Insula im welschen Lande, in Padua, der berühmten Universitätsstadt! — Unser Freund dort,“ er deutete auf die Epistel, mag damals etwa zweiundzwanzig Sommer gezählt haben und doch war er in gutem und bösem Sinne schon eine Berühmtheit Italiens. Der herzoglichen Bibliothek des kaiserlichen Statthalters Visconti hatte er unter der Maske eines armen Bachanten die unschätzbare Handschrift von vier Comödien des Plautus entwendet. Die päpstliche Kanzlei, der er angehörte, gab selbst sich dazu her, die Abschriften zu fertigen, schon ging die herrliche Schrift von Hand zu Hand und alle Welt freute sich des gelungenen Streiches, der dem schlauen Visconti gespielt wurde. Aber auch sonst vernahm ich mancherlei! — Die Weiberliebe — —“

Ein langgedehntes „Ach“ tönte aus der Tiefe des Sessels, den Urs innehatte, „ — — — blieb ihm nicht fremd,“ fuhr unbeirrt Leodegar fort, „und seine Facetien verbergen unter dem unscheinbaren Titel Dinge, die ein Aleriker nicht kennen oder gar wie hier mit Behagen erzählen dürfte. Ich will ihm den Zutritt zu unserer friedlichen Insel nicht verweigern, doch ahnt mir nichts Gutes!“

Und sorgenvoll blickte der alte Herr zum Fenster hinaus in die grünen, sich kräuselnden Wogen des Rheines! —

„Nun, der große Wolfhart, der Stifter unseres Klosters, der heilige Benedikt und meine Wachsamkeit, sollen schon die Bücherei vor den langen Fingern des Welschen bewahren,“ rief laut als Antwort Josephus.

„Wer Nichts wagt, gewinnt auch Nichts,“ fügte Urs hinzu, „Vater, denkt an den Nutzen, den uns der Umgang mit dem gelehrten Manne verspricht, er lehrt uns Latein, wie man es wirklich sprach!“

„Es möge geschehen,“ seufzte Leodegar, „ruft mir den Schreiber Bernhard und Du, Josephus, bleibe, damit wir eine leidliche, lateinische Einladung zu Wege bringen!“ —

Eine Stunde darauf trabte Kunz, der Schaffner, begleitet von zwei

Knechten, von dannen, in der Tasche von Dachsfell trug er wohlversiegelt ein Schreiben, das den päpstlichen Sekretär einlud, sich der Bücherei des Benediktinerkonventes nach Belieben zu bedienen.

Mehrere erwartungsvolle Tage verstrichen den ehrwürdigen Brüdern. Sogar der stete Zank zwischen Bruno und Nithard, dem Schaffhauser schwieg, das Abschreiben ruhte, dagegen studirte ein Jeder auf seiner Zelle die Sprache Cicero's, um mit Ehren vor dem Italiener zu bestehen.

Endlich, am 30. Mai war es, noch tropfte das Wasser von allen Dächern; denn der anbrechende Abend hatte ein heftiges Gewitter gebracht, da sah man auf der Brücke, die vom Städtchen herüberführt, plötzlich den Schaffner und die Knechte, ihnen voraus aber auf einem Maulthiere ritt ein kleiner, schwarzer Mann, mit gelber Gesichtsfarbe und blitzenden, klugen, schwarzen Augen.

Das war der erwartete Gast, der Schrecken der Bibliotheken, die Leuchte unter den Humanisten, Poggio Fiorentino, der Sekretär des Papstes. Unter der Pforte des Hauptgebäudes trat Leodegar allein dem Ankömmling entgegen, um ihn willkommen zu heißen im Hause St. Benedikts. — Ehrfurchtsvoll grüßte der berühmte Philologe den alten Abt, sich vor ihm auf das Knie niederlassend, empfing er den Segen.

„Gewiß bist Du ermüdet von der Reise?“ fragte in lateinischer Rede der Abt den Sekretär.

„Nun ja, die Wege bei Euch, Ihr gelehrten Barbaren, sind steinig und steil holprig, aber Freund Sueton“ — er wies auf einen kleinen Pergamentband, den er in der Reisetasche trug — „versüßten mir die anstrengenden letzten Stunden,“ gab der junge Mann lächelnd in leise höflichem Tone zur Antwort.

Unterdessen war ein Laienbruder herzugetreten und nahm nun das leichte Täschchen und den schwerern Mantelsack auf. Langsamem Schrittes ging er den Zellengang voran, Leodegar und Poggio folgten ihm zur neuen Wohnung des Letzteren.

Am Ende des Korridors öffnete sich eine Thüre, Vito der Laie trat ein; es erwartete sie Jemand, Josephus, der Vorsteher der Bibliothek.

Das Gemach war groß, geräumig und hell, zwei Ausstattungen einer einfachen Zelle barg es. Fragend blickte der Italiener auf Leodegar, während der Mönch dem Fremdling ein lateinisches Willkomm bot! —

Als er geendet, entschuldigte sich der Abt, daß er den Gast die Zelle mit dem Bibliothekar theilen lassen müsse, es habe am nöthigen Plage gemangelt. Darauf zogen sich Alle zurück.

Als Poggio allein war, schnitt er nach der Richtung des verhallenden Geräusches der Schritte eine Grimasse und blies höhnisch lächelnd durch seine gespreizten Finger.

Er hatte die Absicht der Mönche verstanden.

Eintönigkeit ist der hervorstechende Charakterzug des Mönchslebens. Einen Tag wie den andern singen die Patres ihre Vigilien, schreiben an den kleinen und großen Bucharbeiten, pflegen das Bäuchlein; denn die Regel St. Benedikt's ist nicht allzustreng und religiöse Eiferer oder gar Asketen hat das Kloster nie gesehen, das ist ein fremdländisch Gewächs, das nicht am Ufer des jungen, noch so eilfertigen Rheines gedeiht. — Die Abendmahlzeit im Refektorium und der darauf folgende Trunk Elsäffer, das sind die Ideale der gelehrten Kuttenträger.

Auch die Anwesenheit Poggio's hatte nur kurze Zeit eine Aenderung hervorgebracht im Flusse der Alltäglichkeit. Der Italiener war fleißig beschäftigt in der Bücherei und freundlich verkehrte er mit Jedem; zu den Wissenden sprach er das flüssigste und reinste Latein, das je diese Wände gehört und mit den Laienbrüdern verkehrte er in einem Deutsch, dessen rauhallemannische Derbheit gar sonderbar hervorgehoben wurde durch die, die Worte nur mühsam bewältigende welsche Zunge.

Eines Abends, im Juni, saß man wie gewöhnlich im Refektorium noch kurze Zeit beim Becher zusammen, nach dem Nachtessen, da kam in der angenehmen Kühle der nächtlichen Schatten, die solche Gespräche ungemain befördern, die Rede auf Geister, Hexen und dergleichen Feinde der frommen Kirchendiener.

Einer der Brüder erzählte, wie er vor 15 Jahren dem Waldenserprozeße in Freiburg im Uechtlande beigewohnt, bei dem man aber die Leute nur ermahnt habe, von ihrer schändlichen Hexerei zu lassen. Ein Anderer wußte von dem heiligen Eifer der Ueberlinger zu berichten, die einst fünfzehn bis zwanzig Juden zur Ehre Gottes und der Kirche gebraten hätten. — Auch von Wundern wurde erzählt und dem Umgange der Hexen mit Zaubermeistern und dem Satanas selbst.

Poggio hat eine Weile zugehört, nun begann er mit der Bitte, man möge ihm erlauben, Etwas aus der Heimath im Süden zu erzählen, das

er zwar nicht selbst Alles gesehen, aber doch von völlig glaubwürdigen Leuten erfahren.

Alles lauschte gespannt und alsbald berichtete der Italiener, wie einstens in Como des Abends viertausend Hunde gegen den Gotthard gezogen seien, denen wären mehrere tausend Kinder und ein gewaltiges Heer von Bewaffneten ohne Kopf gefolgt, dahinter habe allein ein furchtbarer Riese sein Pferd gespornt, und ihm wiederum seien unzählige ungarische Kinder nachgezogen.

Ein ziemliches Entsetzen malte sich nach dieser Leistung auf den Gesichtern der Hörer; denn alle diese räthselhaften Wesen waren ja auf dem Wege nach Deutschland. Nur Leodegar, der wie so häufig auch hiebei feinsinnig lächelte, sprach ruhig: „Nun, Alles willkommene Gaben für meine Landsleute, die Eidgenossen! — Die Hunde würden ihnen als Blutdoggen, die Kinder als Zuchtvieh für die Alpenwirthschaften dienen. Mit den Bewaffneten ohne Kopf wären sie aber sicherlich fertig geworden, bei Sempach und Näfels wurden sie es ja mit solchen, die gewißlich rechte und kluge Köpfe besaßen.“ —

Boggio antwortete darauf pikirt, es sei doch gewiß nicht zu leugnen, daß die Welt Wesen hervorbringe, die räthselhaft erschienen und guten Christen jedenfalls gefährlich seien.

So habe er zu Ferrara das hölzerne Modell eines Ungethümes gesehen, welches man mit einem häßlichen Meermenschen vergleichen könne. Dieser Triton sei vor Jahren an der dalmatinischen Küste erschienen und habe, bärtig mit Hörnchen-Schmuck, in einem Fischschwanz mit Flossen ausgehend, Kinder und Weiber vom Ufer fortgefangen, aber fünf tapfere Waschweiber hätten ihn mit Knütteln zu Tode gebracht.

Alles lachte und als Boggio nun gar noch eine Schlacht von Elstern und Dohlen in humoristischen Worten schilderte, da kannte zum Schlusse die Fröhlichkeit keine Grenzen mehr und mehrmals mußte Leodegar mahnen, daß man mit Gottes und der Jungfrau Hilfe noch den folgenden Tag zu erwarten habe.

Als Boggio am Morgen darauf das Kloster verlassen wollte, um sich in's Städtchen zu begeben, da trat ihm Bodo der Pförtner entgegen und tastete lebhaft an seiner Kutte herum. Es galt die Schätze der Bücherei vor Entführung zu bewahren. Der Welsche ließ Alles mit sich vornehmen, was Bodo auch that und als er nach peinlicher Befühlung

die Brücke beschritt, die Rheininsel und Land verbinden, da lachte er wieder so höhnisch vor sich hin wie am Tage der Ankunft.

Aus dem Zimmer des Abtes aber blickte ihm Josephus die Hände reibend nach. Fröhlich sprach er zum Abt:

„Jetzt weiß er, mit wem er es zu thun hat, wir Deutschen sind nicht so dumm wie ein Visconti, mir nimmt er kein Blatt aus der Bibliothek!“

„Meinst Du?“ gab Leodegar sinnend zur Antwort.

Er gedachte der Beleidigung, die Poggio so eben ruhig erduldet! —

Wiederum waren mehrere Tage in's Land gegangen, der Italiener arbeitete noch immer eifrigst im Heiligthume der Rheinauer Wissenschaften. Doch unternahm er jetzt häufig Spaziergänge in die Umgegend und heute sah man ihn sogar im Rahne des Marx, des Fischers, mit diesem und seinem Sohne zusammen.

Auch auf ihn schien der grüne sprudelnde, wallende Rhein den Einfluß zu üben wie auf andere Menschenkinder.

Wie er so dahinschwebte, der leichte Weidling, den der Alte mit kundiger Hand lenkte, indeß der Sohn gewandt die Netze warf. Es schien begeistertes Vergnügen zu sein, daß Poggio die Augen den Wolken zuwandte und damit auch unwillkürlich die Höhe der Bibliothekfenster über dem Rheine maß.

„Zweiundzwanzig Fuß,“ murmelten deutlich seine Lippen dem Fischer zu, „so lang muß Dein Strick sein, Marx!“

„Aber ist es nicht eine große Sünde?“ fragte der Alte, „wenn mich nicht einst der Klosterschaffner gemißhandelt und Trauer in die Sippe gebracht hätte, ich thäte Euch nicht den Gefallen.“

„Ihr habt den Segen des Papstes selbst,“ sprach besänftigend als Antwort der Italiener, „Eure That wird man rühmen bis in die spätesten Jahrhunderte, so lange als noch Gelehrte leben!“ —

„Ja, ja, die Gelehrten,“ seufzte Marx anscheinend beruhigt, „aber sagt doch, Herr, dort ist ein ganzes Kloster voll von ihnen, was nützt uns Armen ihre Thätigkeit und Ruhm, habe ich doch noch nie gesehen, daß solch' ein Pergamentband, wie es droben hunderte hat, ein lebendes Wesen satt gemacht!“ —

„Oh doch,“ gab Poggio lachend als Antwort, indem er leichten Fußes zum Ufer ansprang, „den Bücherwurm nähren sie leiblich. — — — Also heute Nacht, mein Freund! — Sei pünktlich, es gilt einen guten Fischfang!“

Noch wollte der Alte Etwas erwiedern, aber die Strömung des Rheines drängte das Schiffchen vom Ufer und eilends glitt es davon. —

Es war bei der Abendmahlzeit recht einsilbig zugegangen; denn der geistreiche Italiener schwieg beharrlich von der Politik und gab nur einsilbige Antworten. Dann nahm er auch bald sein Thonlämpchen und entzog sich allem Weiteren durch das Zurückziehen in die Bücherei.

Häufig hatte er es nicht gethan, aber die Brüder, die ihn freilich nur ungern vermißten, wunderten sich nicht weiter über ihren Gast, der sonst so lebendiger Erzählungen voll gewesen.

Da keine rechte Unterhaltung aufkommen wollte, so verschwand einer nach dem anderen und nach kaum einer Stunde wachte Niemand mehr im Kloster außer dem einsamen Gelehrten, der hastig Pergamentblätter sammelte und ordnete dort hinten in dem Saale der Bibliothek.

Die Zeit schwand! — Plötzlich vernahm Poggio, der schon seit einigen Minuten angestrengt zum Rheine hinab gelauscht, das leise vorsichtige Klatschen eines Ruders und wenige Augenblicke darauf schob sich ein dunkler Körper unter das Fenster der Bibliothek. Ein Seil flog herauf, daß Poggio nach mehreren vergeblichen Versuchen zu erfassen und zu befestigen vermochte. — Jetzt warf er die Tasche aus Dachsfell, in die er vorhin die vergilbten Pergamente geborgen, mit behender Bewegung über die Schulter, dann löschte er das Licht.

Nun wieder leichtes Einschlagen von Stange und Ruder — das Kloster Rheinau hatte unwiederruflich seine unschätzbare Handschrift des Quintilians verloren. — — —

Ein furchtbarer Morgen folgte dieser Nacht! — Josephus, der Bibliothekar, zerraupte seine Haupthaare, so wenige ihrer auch nur noch waren, die übrigen Brüder eilten verstört umher in den Gängen des Konventes.

Nur Leodegar blieb ruhig und lächelte! Auf eine fast heftige Frage des Josephus gab er zur Antwort: „Man bezahlt nie billig das Glück, berühmte und gelehrte Gäste zu haben!“ —

Drüben aber in der Hütte des Fischers Marx herrschte an diesem für Rheinau so unseligen Junius, eitel Freude und Glück. Dem Alten hatte der Quintilian ein kleines Vermögen und den Segen des Papstes gebracht. Zufrieden sprach er nach der Mittagsmahlzeit, als er gesättigt und lang ausgestreckt auf seinen Neben ruhte: „Jetzt weiß ich es, die alten Pergamentbände nähren doch noch hin und wieder einen ehrlichen Christenmenschen!“

Und sei es Befräftigung oder spöttliches Vergnügen, ehe er noch entschließ, drehte er nach der Richtung des Klosters hin eine zierliche Nase. Sein von Kunz einst so schlimm getroffener Rücken war feierlichst und empfindlich genug gerächt.



Der Chasseral.

Eine Bergkette im Berner Jura.

Der Jura (Mont Jurassus, Jurasius bei Griechen und Römern) ist jener langgestreckte Bergzug, der aus dem an die Schweiz grenzenden Frankreich und Savoyen, den Westen und Nordwesten unseres Vaterlandes durchzieht und sich nach Deutschland fortsetzt, von St. Genix und Bourgoin bis nach Koburg und an die Südseite des Thüringerwaldes. Seine Breite ist sehr ungleich und da am geringsten, wo er in die Nähe des Schwarzwaldes tritt und zu gleicher Zeit seinen frühern Charakter ändert.

Nach seiner horizontalen Verbreitung kann man den südlichen Jura unterscheiden, der am Vouache aufhört, den westlichen, der bis nach Yverdon, den mittlern, der bis nach Solothurn geht, von wo ihn der östliche aufnimmt.

Zum mittlern Jura gehört die Chasseral-Kette, eine Fortsetzung der Weissenstein-Hauptkette; sie erreicht ihre höchste Höhe beim Signal mit 1609 Meter. Der gegen fünf Stunden lange Berg ist mit Alpweiden überdeckt und sowohl wegen der in seinen Sennhütten gefertigten „Frauenkäse“, als auch wegen seiner umfassenden herrlichen Aussicht berühmt. Zu den geognostischen Merkwürdigkeiten des Chasseral* gehören die an dem Nordabhange häufig vorkommenden Eisgruben, senkrechte trichterförmige Löcher, bisweilen von solcher Tiefe, daß sie für unergründlich gelten. Durch den im Winter fallenden Schnee gefüllt, geben sie im Sommer auf den sonst wasserarmen Weiden natürliche Cysternen ab, aus denen man ver-

* Le Chasseral, deutsch Gestler, wie man aus Castellum, Châtel, Châtillon (Schlößli) Kastelen und Gestelen gemacht hat.